



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Vermischte Literatur.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

einem Säbel die Ehre zu geben, als ein Fremder des Wegs vorüberzog, welcher den Knaben dadurch aus seiner Gefahr befreite, daß er ihn die Rüsse fallen lassen und dann die Hand herausziehen ließ.

Diese Auswahl aus der Chronik von Chelbun wird hinreichen, zu zeigen, weß Geistes Kinder die Leute dort sind. Die Geschichte von der Knabenhand im Krüge beruht auf derselben Anschauung, wie die von den Ulmern, die den Balken durchaus nicht durch das Stadthor bringen konnten, weil sie ihn nicht anders als der Breite nach hindurchtragen zu können meinten, und die sich, wie die Chelbunier durch einen Fremden, durch einen Sperling belehren lassen mußten, der einen Strohalm zu Neste trug. Der Mudebbir wird bei den deutschen Schildbürgern Bürgermeister genannt. Die Geschichte von der Wiedereroberung des Mondes hat ihr Seitenstück in den liebinger Mondfängern. Alle andern könnten sich auch in den Orten zugetragen haben, wo sie den Ochsen mit einem Strick um den Hals auf die Stadtmauer winden, daß er das dort wachsende Gras abweide, oder wo sie versuchen, die unbequem gelegene Kirche ein Stück fortzuschieben, und das Werk für gelungen halten, als ein Spatzvogel die Jacke, die er sie zum Zeichen, wie weit, hat hinlegen lassen, heimlich weggeschafft hat. Andererseits könnten sich in Chelbun der Kauf des Kürbisses als Eselseis und die Ausbrütung desselben durch den Mudebbir, die schöne Historie von der Sonnenuhr, die gegen den Regen mit einem Dach versehen wird, und die schlaue Brunnenmessung, wo der Bürgermeister, an den die Andern sich anhängen, losläßt, um in die Hände zu spucken, recht wohl ereignet haben, ohne daß Damaskus sich darüber allzusehr verwundern würde. Der Tenor der Schwänke ist hier wie dort der gleiche, und wenn man in Damaskus genauer nachfragte, möchten sich auch wohl Anekdoten von den Chelbuniern finden lassen, die noch mehr mit denen zusammenfallen, welche der Volksmund von unsern Kalenbürgern erzählt.

### Vermischte Literatur.

Anno 1724. Zur Charakteristik der polnischen Herrschaft von Fr. Clar. Bromberg, Verlag von C. M. Roskowski 1863.

Eine Novelle, welche die Vorgänge schildert, die zu dem bekannten blutigen 7. December in Thorn führten, nicht übel erzählt und vorzüglich denen zur Lec-

türe zu empfehlen, welchen, wie dem Herrn Dr. Mezig, polnische Wirthschaft gleichbedeutend mit Musterwirthschaft ist.

Dante Alighieri. Die göttliche Komödie. Für das deutsche Volk bearbeitet von Julius Braun. Berlin, Verlag von L. Ch. Fr. Enslin. 1863. Erster Band.

Nach der vorliegenden Probe dieser neuen Verdeutschung Dantes zu urtheilen (der erste Band enthält die Uebertragung des Inferno), wird dieselbe von allen uns bekannten dem Urbild am nächsten kommen. Der Uebersetzer eines derartigen Gedichts muß vor Allem selbst eine Ader vom Dichter haben, er muß ferner das betreffende Werk nicht nur nach allen seinen Beziehungen übersehen, sondern sich auch in dasselbe hineinempfinden haben. Er bedarf ferner gründlicher Kenntniß der Sprache des Originals und nicht weniger derjenigen Beherrschung des Gebiets seiner eignen, die überall leicht den entsprechenden Ausdruck trifft. Er muß sich sodann die Gesetze des Wohlklangs, die Technik von Vers und Reim dermaßen zu eigen gemacht haben, daß er sie ohne sichtbare Mühe in schönem Fluß der Gedanken zu handhaben vermag. Endlich verlangen wir von ihm zwei Eigenschaften: zunächst, daß er seinen Dichter liebe, und dann, daß er sich über den Genius der beiden Sprachen, mit denen er arbeitet, über das Verhältniß dieser beiden zu einander und über das rechte Maß der Opfer, welche eine Uebersetzung nun einmal einerseits dem Inhalt, andererseits der Form nach zu bringen hat, hinreichend klar geworden sei. In allen diesen Rücksichten verdient die braunsche Nachbildung des großen mittelalterlichen Dichterwerkes Lob. Sie ist das Ergebnis liebevoller Versenkung in den tiefen Sinn des Originals, sie ist möglichst vollständig, und sie gibt das ursprüngliche Gedicht in wohlklingenden Rhythmen und Reimen wieder.

Von den bisher erschienenen Uebersetzungen der danteschen Schöpfung haben nur zwei Anspruch, noch jetzt beachtet zu werden: die von Philaethes und die von Streckfuß, jene in ungereimten fünffüßigen Jamben, diese in Terzinen, dem Versmaß des Originals. Eine dritte, von Kopisch und ebenfalls in reimlosen fünffüßigen Jamben, ist ein flüchtiges Nachwerk, welches aller Harmonie der Sprache entbehrt und selbst in seiner verbesserten Auflage noch von groben Mißverständnissen und Schnitzern wimmelt. Eine vierte, von Kannegießer geliefert, verdient zwar die Anerkennung, daß der Nachbildner Dantes bemüht gewesen ist, alle Einzelheiten wiederzugeben, auch enthält sie nicht selten gelungne Stellen, als Ganzes aber kann man sie schwerlich als Muster bezeichnen. Zwischen dem Zwang, den die Terzine auferlegt, und dem Streben, das Originalwerk mit allem Detail seiner Gedanken und Bilder nachzuschaffen, bewegt sich der Uebersetzer in einer Sprache, die dem Leser oft mehr zu rathen gibt als der italienische Text, und die nicht nur schwer verständlich, sondern in ihrer Geflemmtheit und Verrenttheit hart, unmelodisch und unbeholfen ist. Streckfuß bewies mehr Geschmack als Kannegießer und besseres Verstandniß als Kopisch. Doch stand bei ihm der poetische Ausdruck in erster Linie, und so ließt sich seine Uebertragung zwar sehr angenehm, opfert aber der Form zu viel von dem Gedankeninhalt des Urtextes und ist so an vielen Stellen nicht viel mehr als ein ausführlicher Auszug. Philaethes endlich hat, was den Sinn des Gedichts betrifft, sich unzweifelhaft als fleißigsten und unterrichteten Arbeiter auf diesem Gebiet bewährt. Er ist der zuverlässigste Führer durch die zahlreichen Schwie-

rigkeiten und Geheimnisse desselben. Aber uns poetisch zu erheben und zu erwar-  
men, scheint ihm versagt. Sein Werk ist die hochverdienstliche Arbeit eines Gelehr-  
ten, aber keine Nachdichtung; denn sie ermangelt nicht bloß des Reimschmucks und  
der Musik wohlgefügter Verse, sondern auch des Herzschlags echter poetischer  
Empfindung.

Vergleichen wir diese Vorgänger Brauns mit der hier vorliegenden Uebertra-  
gung, so scheint uns letztere, indem sie sich in ihrer Tendenz zwischen Streckfuß und  
Philalethes in der Mitte hält, viele von den Vorzügen beider zu vereinigen. Die  
Grundsätze, nach denen der Bearbeiter technisch verfährt, sind durchaus richtig. Nicht  
bloß der fünffüßige Jambus des Originals mußte beibehalten werden, auch der Reim  
war nicht zu entbehren, wenn die Nachbildung sich nicht zu weit von dem Urtext  
entfernen sollte. Dagegen mußte von der Terzine abgesehen werden, da sonst noth-  
wendig zu viel vom Inhalt zu opfern war, und da andererseits diese Versform zwar  
im Italienischen ein harmonisches Klangsystem, für uns anders redende und anders  
hörende Deutsche aber ein fremdartiger Zwangstuhl ist. Die durch Losagung von  
dieser Regel gewonnene Freiheit der Bewegung ist benutzt, um Wesentlicheres von  
der Urdichtung nachzubilden. Namentlich hat der Uebersetzer mit Sachkenntniß,  
Sorgfalt und meist auch mit Erfolg sich angelegen sein lassen, seine Verse immer  
mit demselben Worte zu schließen wie Dante, und nicht ohne guten Grund; denn  
das Wesen des Reims liegt bei dem Dichter der Göttlichen Komödie ganz vorzüglich  
in der Betonung des bedeutenden Wortes, in der Hervorhebung des Gegensatzes  
und in dem Zusammenklang des Gleichartigen. Ebenso richtig ist, daß der  
Uebersetzer sich nach Möglichkeit an die ursprüngliche Stellung der Worte in den  
Versen hält, da in ihr ein guter Theil der wunderbaren Wirkung des Gedichtes  
liegt. Endlich ist zu loben, daß uns der alte Dichter durchaus in modernem Deutsch  
vorgeführt wird; denn die Sprache Dantes ist keineswegs veraltet, sondern noch  
heute die Sprache der italienischen Dichter.

Eine dankenswerthe Beigabe ist die Einleitung, welche in ausführlicher Weise  
die Zeit der Entstehung der Göttlichen Komödie, die Entwicklungsgeschichte ihres  
Schöpfers und den Plan derselben bespricht. Auch die jedem einzelnen Gesang  
vorausgehenden Inhaltsangaben sind eine nützliche Zugabe; doch hätte der Ausfall  
auf Goethes geringes Interesse an Dante (Seite 340) wegbleiben können.

Können wir so das Buch bestens empfehlen, so möchte doch zu bezweifeln sein,  
daß die Absicht, die der Verfasser hat, Dante wie Shakespeare in Deutschland ein-  
zubürgern, sein Werk zu einem Volksbuch zu machen, sich verwirklichen wird. Dante,  
so gewaltig und erhaben er vor uns steht, ist der Dichter des Mittelalters, Shake-  
speare ein Dichter für alle Zeiten.

Die preussische Expedition nach China, Japan und Siam in den  
Jahren 1860 bis 1862. Reisebriefe von Reinhold Werner. Mit 7 Abbildungen  
und einer lithographirten Karte. 2 Theile. Leipzig F. A. Brockhaus. 1863.

Der Verfasser hat die Expedition als Commandant des Schiffes „Elbe“ mit-  
gemacht, in dieser Stellung reichliche Gelegenheit zu beobachten gefunden und diese  
Gelegenheit mit gutem Auge benutzt. Seine Mittheilungen enthalten eine große  
Anzahl interessanter Einzelheiten über ostasiatische Verhältnisse, mancherlei verständige  
Urtheile und nützliche Winke für die Praxis des deutschen Handels und Gewerbs-

fließes und nicht wenige Schilderungen von Land und Leuten, welche bekunden, daß er auch die Gabe, anmuthig und anschaulich zu beschreiben besitzt. Wir geben in nächster Nr. einen Auszug aus dem, was das Buch über Japan und seine Bewohner sagt. Aber auch die Nachrichten über China und Siam und die großen commerziellen Interessen, die Deutschland im Osten hat, sind sehr lesenswerth. Das größere Publicum außer der kaufmännischen Welt wird mit freudiger Ueerraschung daraus inne werden, wie deutscher Handel und deutsche Schifffahrt von den indischen Küsten bis nach Nordchina hinauf ohne Schutz und Förderung unserer Regierungen und gegenüber der mächtigen Concurrenz der Engländer und Amerikaner in ausgebreitetem Maß festen Fuß gefaßt haben, und die Bedeutung der preußischen Expedition nicht bloß für Preußen, sondern für ganz Deutschland ist dadurch in das klarste Licht gestellt.

Max v. Schenkendorfs Leben, Denken und Dichten. — Unter Mittheilungen aus seinem schriftstellerischen Nachlaß dargestellt von Dr. A. Hagen. Berlin, 1863. Verlag der k. Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.

Bringt eine beträchtliche Anzahl interessanter bisher unbekannter Mittheilungen über die innere Entwicklungsgeschichte und den äußeren Lebensgang des Dichters, über sein Verhältniß zu der Familie v. Auerswald, zu den Gröbens, zu dem barclayschen Hause, zu der Königin Louise während ihres Aufenthalts in Königsberg, zu Frau v. Krüdener und Jung-Stilling, über seinen Antheil an den Freiheitskriegen und seine Versuche, durch Smidt, den Vertreter Bremens beim wiener Congreß, zu einer den realen Verhältnissen angemessenen Neugestaltung Deutschlands beizutragen. In letzterer Beziehung flößt er uns, namentlich im Vergleich mit andern Romantikern, alle Achtung ein, und die Seite 165 bis 176 abgedruckte Denkschrift, in welcher er im Januar 1815 dem Senator Smidt seine Meinungen und Wünsche in Betreff dessen, was in Wien zu erstreben, vorlegte, läßt sich in ihren Grundzügen und abgesehen von einigen Unklarheiten, die aber mehr im Ausdruck, als in den Gedanken selbst liegen, noch jetzt unterschreiben. Weniger günstig denken wir von der Mehrzahl seiner Poesien und noch weniger günstig von seinem religiösen Leben, auf welches die Krüdener und Stilling Einfluß hatten, und welches vielfach in ungesunde süßliche katholisirende Schwärmerei ausartete, weshalb auch keines seiner zahlreichen geistlichen Lieder Gesangbuchlied geworden ist. Er, der Protestant, feiert die katholischen Heiligen und besingt Maria, „die allerreinste Frau“, die auf einem Sternbogen sitzt, während Englein wie Blütenflocken um sie schweben und „Priester, Mönch und Ritterheld traulich unter ihr auf- und nieder-gehn“. Sein Ideal ist eine germanisch katholische Kirche mit einem vom ganzen protestantischen Deutschland gewählten Bischof als sichtbarem Haupt an der Spitze. Für Luthers Größe, für den großen Friedrich hat er kein Wort, desto mehr für den blutigen Ferdinand und den „festen treuen Max von Bayern“, der „zum Kaiser treu gehalten“. Hochtomisch klingt die Strophe eines Gedichts, womit er die Wittve eines Kürassiers tröstet:

„Dein Liebling steht gekleidet,  
Wo Christ die Schafe weidet,  
Noch jetzt in Weiß und Himmelblau.“

Weiß und Himmelblau war, wie der Dichter in einer Anmerkung zu besserem Ver-

ständniß mittheilt, die Farbe des Regiments, bei dem der selige Panzerreiter gestanden. Auch seine Vorstellung von der Freiheit, dem „füßen Engelsbild“, das „seinen Reigen nur am Himmelszelt führet“, ist ein wesensloser Schemen, für den sich jetzt nur noch die unreife Jugend zu echauffiren vermag. Um so mehr muß es aber bei dieser Richtung seiner Poesie auffallen, daß er in nationalen Fragen im Ganzen ein richtiges Urtheil besaß, und nicht unmöglich ist, daß er, wenn ihm ein längeres Leben beschieden gewesen wäre (er starb schon im dreiunddreißigsten Lebensjahr) die ungesunden Eindrücke seiner Jugend überwunden und auch als Dichter größere Klarheit gewonnen hätte.

Die amerikanische Union; ihre Einwirkung auf Nationalcharakter und Politik. Aus dem Englischen des James Spence von A. P. Wetter. Barmen, W. Langewiesches Verlagsbuchhandlung. 1863.

Der Verfasser, mit den Zuständen der Vereinigten Staaten aus eigener Anschauung bekannt, gibt uns hier eine Darstellung der Einflüsse, welche Constitution und Union auf die Entwicklung der Nordamerikaner geübt haben, führt uns die Ursachen des gegenwärtigen Bürgerkriegs vor und versucht dann zu beweisen, daß die Seccession nach der Verfassung ein berechtigter Act gewesen, und daß es Pflicht und Interesse Europas, besonders Englands sei, die conföderirten Staaten ohne Vorzug anzuerkennen. Der Beweis, daß die Losreißung des Südens ein verfassungsmäßiger Schritt gewesen, scheint uns nicht genügend geführt, und ebensowenig können wir das milde Urtheil über die Sklaverei in den Südstaaten in allen Stücken unterschreiben. Endlich scheint uns auch die Zweckmäßigkeit einer Anerkennung der neuen Republik nicht hinreichend motivirt. Dagegen nehmen wir in Betreff der meisten übrigen Grundgedanken des Buchs dieselbe Stellung ein, wie der Verfasser. Wir bekennen und haben dies wiederholt ausführlich begründet, daß wir die Union des sklavenhaltenden und auf Freihandel angewiesenen Südens mit dem freien und protectionistischen Norden für unwiderruflich zerrissen halten, daß wir dem Norden trotz seiner größeren Macht nicht das Vermögen zutrauen, den Süden zu unterwerfen, und daß wir, wenn dieses Vermögen vorhanden wäre, in der erfolgten Wiedervereinigung weder für den Norden, noch für die Sklaven des Südens, noch für die übrige Welt einen Vortheil erblicken würden. Eine Wiedervereinigung der getrennten Theile würde nur einerseits den Süden wieder in Washington herrschen lassen, andererseits (trotz Lincolns Emancipationserlaß) die Sklaverei verewigen, während die Trennung mit passenden Grenzen den Norden zu einer einzigen, nicht vor diametral entgegengesetzten Interessen factisch zerrissenen Macht werden ließe und bewirken müßte, daß im Laufe der Zeit die Sklaverei von selbst sich in Uebergangsstadien zu bessern Zuständen umgestaltete. Eine Wiedervereinigung bedürfte, um sich zu befestigen, auf lange Zeit ein starkes Heer und eine Dictatur, die nur zu leicht bleibende Form annehmen würde. Sie schüfe endlich eine Weltmacht, die in wenigen Jahrzehnten Dimensionen annehmen und Gelüste entwickeln würde, wie sie so bedrohlich für die Freiheit der übrigen Nationen seit der Römerzeit nicht dagewesen wäre.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moriz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. C. Elbert in Leipzig.